

DER FREIENDE FAHRENDEN KOLAIST

ZEITSCHRIFT DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLER

4. Jahrgang, Nummer 3

Bozen, Juni 1959

Jahresabonnement 500 Lire



BRIEFE AUS...

FLORENZ

Zu guter Letzt meldet sich nun doch noch jene Hochschulgruppe, über die sich, in Ermangelung konkreter Nachrichten, anderswo schon Gerüchte und Sagen gebildet haben, welche dann, auf Umwegen wieder hierher zurückkehrend, nebst jener empfehlenswerten Zeitschrift aus Erixen, die „gehaltvollen“ Mitteilungen „aus der Heimat“ bilden.

So sind wir also gezwungen, ein Lebenszeichen zu geben, weil uns sehr daran gelegen ist, den früheren Ruf der „biedersten“ Gruppe zurückzugewinnen. (Dies sei zur Ehre (!) der „Alten“ gesagt).

Wir sind fast zur Gänze eine Gruppe von „Neuen“, und wie es die Tradition der Südtiroler Hochschüler hier in Florenz will, ein „Individualistenzirkel“. Zur Förderung dieser Eigenschaft und sich dieser Tradition völlig bewußt, enthalten sich die wenigen „Alten“ ganz kategorisch jeden Einflusses, so daß wir hier keine straff organisierte, sondern höchstens eine gut improvisierte Gruppe bilden.

Dazu trägt auch in besonderer Weise die Abwesenheit des langjährigen, äußerst verdienstvollen Verbindungsmannes Ferdi Trenker bei, dessen Wegbleiben sofort „Regierungsschwierigkeiten“ hervorrief. Nachdem nun diese aber endlich durch die Selbstaufföderung eines „Neuen“ (Luis Plattner) überwunden sind (welcher „Alte“ würde sich schon dazu hergeben, diesen Chor von lauter „Kindsköpfen“ zu leiten), gedeiht die Gruppe sichtlich.

Wir haben es gar nicht nötig, eine wöchentliche Zusammenkunft zu organisieren (an Wein und — Gesang liegt uns herzlich wenig, wenn man bedenkt, daß wir sogar Praktikanten indischer Lebensregeln zu unserer Gruppe zählen), sondern unsere „Versörderung“ trifft sich täglich beim Essen. Daß es dabei eher existentiell als intellektuell zugeht, versteht sich von selbst. Gott sei Dank!

Von Kultur strotzt die ganze Stadt nur so, und die Beschreibungen der weltbekannten Museen in Florenz kennt man auch schon aus der Mittelschule, so daß man sie erst gar nicht zu besichtigen braucht. Übrigens sollen sie zur Zeit von „auf der Suche nach Kultur sich befindlichen Nordländern“ überlaufen sein.

Musikfreunde können sich von jedem Florentiner erzählen lassen, wie die früher weltbekannte Musiksaison verlaufen ist. Zur Zeit fehlt ein für derartige Aufführungen geeignetes Gebäude. (Music-boxes fehlen uns allerdings hier auch nicht).

Für Sportfreunde gibt es eine der besten Fußballmannschaften der Welt, und die ganze Stadt lebt im Banne die-

ser elf Männlein. Wer dann 40.000 Lire für einen Sitzplatz bei einem entscheidenden Spiel zahlen will, wobei er sich seinen Platz vier Stunden vor Spielbeginn sichern darf, muß auch nach Florenz kommen.

Und wir? Ja, wir leben unbeirrbar durch alle Museen, Musikaufführungen und Sportereignisse unser friedliches, „gut bürgerliches“ Studentenleben und wundern uns nur, wie wir in den Ruf eines „exzentrischen Klubs“ kommen konnten. H. W.

NACHRICHTEN AUS ALLER WELT

Belgien. Die Einrichtung eines Kindergartens für die Kinder verheirateter Studenten wurde auf einer Sitzung des Studentenrates der Universität Löwen vorgeschlagen. Der Studentenrat will jedoch vor endgültigen Beschlüssen in dieser Frage eine Kommission an die Freie Universität Brüssel schicken, an der kürzlich ein solcher Kindergarten gegründet wurde.

(La Métropole, Antwerpen)

Deutschland. Die Verlegung des Verbandssitzes von Bonn nach Berlin wurde auf der 11. ordentlichen Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS), die Ende März in Marburg stattfand, endgültig beschlossen. Auf internationalem Gebiet befaßte sich die Versammlung vor allem mit dem Algerien-Problem. Der Vorstand des VDS wurde beauftragt, algerischen Flüchtlingsstudenten jede mögliche Hilfe zu gewähren. Abgelehnt wurden offizielle Kontakte des VDS zum Spanischen Universitäts-Syndikat, das nach Ansicht der Mitgliederversammlung keine demokratisch gewählte Organisation ist. Die Tagungsteilnehmer beschlossen, die deutsche Studentenschaft im Sommer dieses Jahres zu einer Gedächtnis-Kundgebung für die Opfer der nationalsozialistischen Konzentrationslager aufzurufen.

(Informationen aus der Studentenschaft, Bonn)

England. Den Sieg im traditionellen Ruderrennen der Universitäts-Achter auf der Themse errang in diesem Jahr Oxford. Damit wurde die in den letzten vier Jahren anhaltende Siegesserie der Cambridger Mannschaft erstmals wieder durchbrochen. 58 Siege von Cambridge stehen damit 46 Siege von Oxford gegenüber.

(Studentenspiegel, Berlin)

Guatemala. Erstmals wurde eine Studentin als Studentenvertreterin in den Obersten Universitätsrat der Universität von Guatemala gewählt. Beatrix Molina Sierra studiert Psychologie an der Philosophischen Fakultät und wurde von der Studentenvereinigung dieser Fakultät als Vertreterin der Studentenschaft in das oberste Universitätsgremium entsandt.

(El Informador, Estudiantil, Guatemala)

Norwegen. Durch die rücksichtslose Ausnutzung der Konjunktur von Seiten der Vermieter werde die Situation auf dem studentischen Wohnungsmarkt immer katastrophaler, erklärte die Studentenzeitung der Universität Oslo. Sehr oft würden Zimmer an Studenten nur unter der Bedingung abgegeben, daß sie sich zu kostenlosen Dienstleistungen verpflichteten. Besonderes Mißfallen hat eine Annonce hervorgerufen, die von dem Studenten verlangte, daß er mindestens 20 Stunden Extraarbeit in der Woche zu leisten habe.

(Universitas, Oslo)

Polen. Im Rahmen eines Programms der Zusammenarbeit zwischen polnischen und sowjetischen Studenten werden in diesem Jahr drei Seminare stattfinden. Im November veranstaltet der Polnische Studentenverband ein Seminar über „Die Tradition der Freundschaft zwischen der polnischen und der sowjetischen Jugend“, während in Moskau ein Seminar für Studenten der Theaterwissenschaft stattfindet. Das dritte Seminar wird wiederum in Polen abgehalten, und zwar für Studenten von Technischen Hochschulen beider Länder über Probleme der Automation. — Im Rahmen eines Austauschabkommens zwischen dem Polnischen Studentenverband und dem amerikanischen Nationalverband studieren zur Zeit zwei amerikanische Studenten für ein Jahr in Polen. Zwei Studenten der Technischen Hochschule Warschau führen im März zum Studium nach den Vereinigten Staaten.

(Information Bulletin, Warschau)

Schweden. Studentenstreiche sind in der Universitätsstadt Uppsala eine Seltenheit geworden. Im Gegensatz zu früheren Zeiten kommt es heute kaum noch vor, daß Studenten selbst durch harmlose Streiche der Polizei Anlaß zum Eingreifen geben. Dies erklärte der Polizeipräsident von Uppsala in einem Interview mit Vertretern der Uppsalaer Studentenzeitung „Ergo“.

(Ergo, Uppsala)

Südafrikanische Union. Zahlreiche weitere Proteste gegen die geplante Einführung der Rassentrennung an den südafrikanischen Universitäten gingen bei der Regierung der Südafrikanischen Union ein. U. a. protestierten die nationalen Studentenverbände von Dänemark und Deutschland sowie eine Reihe lokaler Studentenausschüsse Westdeutschlands. In London versammelten sich am 15. März Tausende von Studenten zu einem Protestmarsch, bei dem Plakate mitgeführt wurden, auf denen gegen das Vorgehen der südafrikanischen Regierung protestiert wurde. Auch in anderen englischen Universitätsstädten fanden Demonstrationen statt.

(PI, London)

Tschechoslowakei. Vorlesungen über die Geschichte der Religion und des Atheismus haben im vergangenen Schuljahr an der Komenius-Universität in Preßburg begonnen. Die Vorlesungen zeichneten sich durch ein hohes wissenschaftliches Niveau aus und waren außerordentlich gut besucht. Am Ende des Kurses wurden Prüfungen abgehalten, in denen die Studenten eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen einbrachten. So wurde z. B. angeregt, zu besonders wichtigen Themen Seminare abzuhalten, mehr Literatur zur Verfügung zu stellen und Fragestunden einzurichten.

(Pravda, Preßburg)

Titelbild

„AUFSTIEG“

Foto: Manfred Riedmann

EIN MINDERHEITENPROBLEM

Wenn sich vor dem jungen Akademiker nach den Engpässen des Mittelschulstudiums das weite Feld des Hochschülerdaseins auftut, gerät er nicht nur in den Bann bisher ungekannter Freiheiten, wird er nicht nur vor die nicht immer leichte Wahl zwischen einer ganzen Anzahl von Wissens- und Tätigkeitsgebieten gestellt, sondern er muß auch die Probleme seiner Eingliederung und Teilnahme am Wirken der akademischen Organisationen lösen.

Wie es meist einem ergeht, der nicht gewohnt ist, eine schnelle und sichere Wahl und Auswahl zu treffen, so nimmt sich der Jungakademiker in vielen Fällen mehr vor, als er dann tatsächlich durchzuführen imstande ist. Er läßt keine Aufforderung und keine Anregung außer acht, weil er alles erfassen und in sich aufnehmen möchte, was sein neues Leben und seine neue Umgebung zu bieten vermögen, und er ist — wie es Hans Carossa einmal so treffend aussprach — gänzlich unfähig, zu irgendwem und irgendwann Nein zu sagen.

Im Grunde ist dies ja eine positive Erscheinung, zeigt sie doch von einer echten Auffassung der „universitas“, die ja gerade den Akademiker auszeichnen soll. Fern von uns der Gedanke, es möchten alle so sein wie die — gottlob seltenen — Ausnahmen, welche in recht unakademischer Weise nur dann für eine Sache zu gewinnen sind, wenn sie sich irgendwelche materiellen Vorteile davon versprechen: es sind dieselben, die später im akademischen Beruf nichts anderes erblicken als einen rein äußeren „habitus“, der ihnen gesellschaftliche und vor allem wieder materielle Annehmlichkeiten bringen wird.

In einer anderen Hinsicht aber wäre es doch von jenen, die „sich für alles gleich begeistern“, zu wünschen, daß sie ihre Möglichkeiten, ganz besonders in Bezug auf die Zeiteinteilung, objektiver und vorsichtiger einschätzten, ehe sie nach allen Seiten Beitrittsklärungen und Zusagen austeilen.

Es ist nur allzu peinlich, wenn eine Gruppe oder Organisation eine Veranstaltung ansetzt und auf Grund der eingegangenen Meldungen die eine oder andere Persönlichkeit als Vortragenden gewinnt, um diesen dann vor einem kaum zu einem Fünftel gefüllten Saal einführen zu müssen.

Es ist peinlich, bei Körperschaften und Ämtern um Unterstützungen und Beiträge für gemeinschaftliche Unternehmungen einzukommen, wenn dann diese Unternehmungen nur mit höchstem Phantasieaufwand als „gemeinschaftlich“ bezeichnet werden können.

Es ist vor allem peinlich, denken zu müssen, daß in unserem Zeitalter der Massenorganisation auch Akademiker nur durch einen kostspieligen Apparat zusammenzubringen sind, anstatt sich aus eigenem Antrieb und — dürfen wir auch sagen? — Pflichtbewußtsein und Treue zu einer Sache von selbst einzufinden.

Soeben war von Organisation die Rede. Eine Vereinigung von Studenten, wie die Südtiroler Hochschülerschaft eine ist, kann sich einen kostspieligen und kapillar verzweigten Apparat freiwillig nicht leisten, sind doch die für diese Organisationen verantwortlichen

Es ist uns gelungen, vom österreichischen Staatssekretär im Amt für Auswärtige Angelegenheiten, Univ.-Prof. Dr. Franz Gschnitzer, einen Originalaufsatz zu erhalten, in dem zum ersten Mal bei uns in aller Offenheit zu einem Problem Stellung genommen wird, das für uns eine Lebensfrage ist. Entscheidungen in solchen Fragen lassen sich nicht einfach übers Knie brechen, sondern können erst nach klärender Auseinandersetzung gefunden werden. Wir glauben deshalb, daß sich hier eine Diskussion wirklich lohnte.

Die Red.

Die Wahl des Berufes und die Wahl des Lebensgefährten sind für ein Menschenleben entscheidend. Werden sie richtig getroffen, so ist das Leben ein erfülltes und glückliches und der Mensch hat auch den Halt, um Schicksalsschläge, gegen die niemand gefeit ist, zu überdauern. Werden sie verfehlt, so ist ein verfehltes Leben, vielleicht sogar totaler Zusammenbruch die Folge. Während aber die Berufswahl, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzüglich von Erwägungen der Vernunft bestimmt wird, gibt bei der Wahl des Lebensgefährten das Gefühl den Ausschlag. Es ist ein gefährlicher Ratgeber; schon deshalb, weil Gefühle sich nur zu leicht ändern. Darum sind Fehlschläge in der Wahl des Lebensgefährten, wie wir alltäglich erleben, häufig. Dadurch, daß an die Seite des Gefühls die Vernunft tritt, könnten sie, wenn nicht vermieden, so doch vermindert werden. Nicht um das Gefühl auszuschalten, das die treibende Kraft sein und bleiben soll, sondern um seinen Uberschwang zu kontrollieren, sein bedenkenloses Dahinstürmen zu hemmen.

Die neue Zeit bringt Völker und Menschen einander näher und fördert so Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Volkszugehörigkeit; besonders dort, wo die Völker aneinander grenzen und wo sie im gleichen Staat, ja auf demselben Gebiet nebeneinander leben. Solche Verbindungen werden sogar als ein Mittel zur Völkerveröhnung und zum nationalen Ausgleich angepriesen und die, welche sich gegen sie aussprechen, als verbohrt Nationalisten gebrandmarkt.

Die Frage sollte nicht in erster Linie als nationale hingestellt werden. In erster Linie betrifft die Ehe Glück und Schicksal des einzelnen und des verbundenen — und gebundenen! — Paares. Erst in zweiter Linie ist auch die Gesamtheit betroffen, die durch gute, glückliche Ehen gewinnt, unter schlechten, unglücklichen Ehen leidet.

Nun ist eines unbestreitbar: die Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Völker ist jedenfalls problematischer, gefährlicher als die zwischen Angehörigen des gleichen Volkes. Darauf muß man den jungen Menschen aufmerksam machen, überwindet doch das sexuelle Begehren die Fremdheit und führt zu innigster Vertrautheit, schöpft noch Reiz aus dem Gegensatz, ja sieht das, was sonst abstoßen würde, oft als besonderen Anziehungspunkt.

Welche Gefahren daraus für die Südtiroler und ganz besonders für die Akademiker entstehen, ist klar. Wir leugnen nicht, daß auch solche Verbindungen zu

glücklichen Ehen führen können — es sind die Ausnahmen, die die Regel bestätigen. In der Regel werden nämlich die zuerst durch die Leidenschaft unterdrückten Gegensätze bald wieder und immer stärker zutage treten.

Zunächst zwischen den Partnern selbst. Das fängt bei der Muttersprache an. Auch wenn ein Partner die Sprache des anderen „beherrscht“, wird das nur bis zu einem gewissen Grade der Fall sein; ihre feinsten Schwabungen werden ihm fehlen und in der innigsten Verbindung, die es zwischen zwei Menschen gibt, kommt es gerade auf diese feinsten Tönungen an. Ist es doch so, daß Liebesworte nicht einmal der Schriftsprache, sondern nur der Umgangssprache, der Mundart angehören. Es wird daher für ein solches Paar schwer sein, sich bis ins Letzte zu verstehen. Es wird leicht zu Mißverständnissen kommen.

Sprache ist aber nur Ausdruck für Denken und Fühlen. Verschiedene Völker denken und fühlen auch verschieden. Auch hier ist es schwer, sich ganz zu verstehen und zu verständigen. Wie gegensätzlich ist beispielsweise das heißblütige Temperament des Italiener und das schwerblütige Temperament des Tirolers! Die Ehe ist aber nicht nur Geschlechts-, sondern auch Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft. Und wieder bestehen in Lebensart, in Wirtschaft- und Haushaltsführung große Gegensätze zwischen den beiden Völkern.

Schließlich handelt es sich bei der Ehe nicht nur um die Partner selbst. Mag zwischen ihnen die Liebe Gegensätze überwinden, zwischen den beiden Familien bleiben sie bestehen. Der Zusammenhang jedes Teiles mit seiner Familie wird in der Ehe immer einmal zu einem Problem, umso mehr bei nationalen Mischehen, sei es, daß die Familie sich gegen den anderen Teil stellt, sei es, daß sie ihn gewinnen will, was dessen Angehörige nicht gern sehen werden. So wird es leicht zu einem „Kampf um die Seele“ kommen und ein harmonisches Verhältnis zwischen dem einen Gatten und der Familie des anderen und schon gar zwischen den beiden Familien ist kaum zu erhoffen.

Noch gefährlicher sind die Spannungen, die durch die Kinder und in den Kindern auftreten. Welchem Volkstum sollen sie angehören? Wie sollen sie erzogen werden? Selbst wenn die Gatten sich darüber einigen, ist damit noch lange nicht gesagt, daß ihre Familien es hinnehmen. Es ist nicht gesagt, daß die Einigung anhält und nicht gesagt, daß sie in dem nachgebenden Teil nicht einen Stachel zurückläßt, einen geheimen Selbstvorwurf, der sich später verstärken und zu tragischem Konflikt führen kann.

Daß das Kind beiden Völkern gleich zugehörig wird, ist wohl der seltenste Fall. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß ein solcher Mensch das eine nationale Element in sich zu unterdrücken und durch eine verschärfte Einstellung überzukompensieren geneigt ist. So wird häufig das, was als Vorteil der nationalen Mischehen angepriesen wird, der

FEUILLETON

WOLS

Mit bürgerlichem Namen hieß er Alfred Otto Wolfgang Schulze und war Maler. Erst 1951 in Paris gestorben, ist sein Leben schon zur Legende geworden. Was Wunder, es war das Exempel einer kompromißlosen Existenz. Kurz vor dem Abitur von der Schule wegelaufen, wurde er Geiger, dann Photograph. Hungerte in Paris und anderswo, kehrte nach 1933 nicht mehr nach Deutschland zurück, dessen Hauptstadt seine Heimatstadt gewesen war. In Paris fand er viele Freunde, Miró, Dali, Léger, Giacometti zählten zu ihnen, Jean-Paul Sartre bezahlte für ihn jahrelang die Hotelrechnungen. Erfolg war nicht seine Sache, auch weil er sich nicht darum scherte. Der kam dann prompt, als es für ihn schon zu spät war, auf der Biennale 1952 in Venedig war Wols eine Sensation. Nun wurden

seine Radierungen und Aquarelle in Wien gezeigt.

Sein Standort ist eine Endstation. Nichts für Schüler. Seine Bilder sind ganz persönlich, intim, so und nur so gerade noch erträglich, jeder Schritt weiter ist ein faux-pas. Seine Radierungen sind ungegenständlich, aber so wahr und real wie es Träume, Gedanken sind. Die Striche führen kreuz und quer übers Blatt, krause Linien, gewunden, im Kreise, zick-zack. Manchmal sieht man bis auf den konkreten Erlebnisgrund, dann brechen aus dem Bild die vagen Konturen von Schiff, Pflanze, Käfer oder menschlichem Antlitz. Das alles hat etwas nervös Erregendes, aber so, daß es etwa an das nüchtern statistische Diagramm eines Oszillographen erinnert. Diagramme der Seele, Psychogramme. Schöpfungen jenseits von Gram und Glück, von Gelingen und Versagen, einfach gewissenhafte Rechenschaftsberichte (unter manchen Zeichnungen steht bescheiden: *épreuve d'artiste*). Fast wie mit verschlossenen Augen hingekritzelt, abgesetzt vom Euphorischen, neutrales Bekenntnis einer schmerzlichen Sensibilität. Nur manchmal schießt auf einem vergilbten Blatt rot die Flamme empor und verzehrt die von den redlichen Strichen gebauten Strukturen. Dann aber registrieren wieder die Linien gefaßt und gebändigt und in sich zurückgenommen das Trauma des lädierten Lebens, das sich in diesen Bildern nicht zeigt, aber hält und trägt.

Man sieht's, Wols war ein demütiger Mensch gewesen. Er hatte nicht auf dem Mond gelebt, sondern in der Zeit und hatte die Angst gekannt. Aber er ging dann nicht damit hausieren. Er schrieb ihre Runen. Unbestechlich und geduldig. Geduld und Hoffnung sind fast dasselbe Ding, hatte er einmal gesagt.

KONRAD NEULICHEDL

Lunares

Der Mann im Mond, letzter, rudimentärer Bestand einer einst hochstehenden Kultur, war nun auch verschwunden. Die Erde erstarrte vor Grauen, als sie davon erfuhr. Aber sehr bald fand man sich damit ab, und alles floß weiter seinen gewohnten Lauf. Nur noch leise

Kuno Seyr

Spätes Lied.

Auch der Wind ist nunmehr und ganz weiß geworden.

Wenn er wieder kommt, steh ich am Felde draußen und laß die Augen mir von seiner Farbe malen ganz weiß, wie die Flammen an den Kirchentoren.

Wehmut befahl die Erdbewohner, denn sie fühlten sich als trauernde Hinterbliebene. Trotz allem, es war ein harter Schlag. Nun war auch der Mann dem Mondkalb zum Opfer gefallen. Bald wird auch er nur mehr Thema einer Mythologie sein wie der Heilige und das Weltenschiff, die beide nicht mehr gesehen wurden, nachdem sie gen Himmel gefahren waren. Einigen Trost bot wenigstens die Gewißheit, daß der Mann eingeschlürft worden war, ohne viel leiden zu müssen. Eine gewisse Pietät mußte man dem Kalb ja zuerkennen. Manche fanden das Tier überhaupt ganz niedlich; es sähe aus, als ob es kein Wasserlein trüben könne. Aber das waren Naivlinge, bekanntlich gibt es auf dem Mond kein Wasserlein zum Trüben.

Das Kalb war jetzt also Alleinherrscher auf dem Mond. Faktisch war es das schon längst gewesen; seit der lunaren Erkaltung hatte der Mann nur mehr ein Scheindasein geführt, aber es hatte sich zurückgehalten, da ihm Despotismus verhaßt war. Der Mann schien weiter, niemand achtete seiner, es war gut so und selbstverständlich.

Vielleicht wäre es ewig so geblieben, aber eines Tages fühlte das Tier, daß ihm unter dem Kopffell Hörner zu wachsen begannen, und es war gezwungen, den Mann einzusaugen. Uebermäßig war jetzt die Begierde geworden zu herrschen und der Mann Anfang und Ende dieser Gefahr. Alle Probleme lösten sich mit seinem Tode (er starb als Held, Nachruhm gesichert); das Kalb frohlockte einmal, schlang den Schwanz um den Mond und wartet immer noch auf das Wachsen der Hörner.

BRIGITTE PUPP

adolf wallnöfer

religion des egoisten.

wie? was? ach nein!

seltsam!

es scheint paradox zu sein.

mein freund hat alles zum glücke;

was ist?

ein glücklicher freund?

o nein! welch eine tücke!

du fühlst doch auch,

ich mein den fluch, der auf der menschheit ruht?

versuch ihn doch zu brechen! faß mal mut!

brechen womit?

das sucht auch ich und oft sehr nervöse,

ich fand, am besten dient das religiöse.

Vorsätze und Laten

Mitglieder selbst auch Studenten, die ihre Freizeit für die Ausfüllung ihrer Aemter hernehmen müssen.

Wenn wir aber von den Mitgliedern in ihrer Gesamtheit Verständnis und ein gutes Maß Idealismus und Freude an der gemeinsamen Sache fordern, so gilt dies dennoch umsomehr für diejenigen, denen innerhalb der Hochschülerschaft ein Amt oder eine Aufgabe anvertraut wurde.

Wie unsere Verbindungsmänner in Nord und Süd, die manchen Tag verlieren und manche Unannehmlichkeit auf sich nehmen, um ihre Ehrenpflicht gegenüber der Gesamtheit zu erfüllen,

so mögen sich auch alle anderen und besonders diejenigen, deren Mühe auch in sichtbarer Weise Dank und Anerkennung finden (kann, der idealen Werte ihrer Tätigkeit bewußt bleiben.

Abschließend noch ein Wort an die neuen Mitglieder. Wir haben eingangs kurz auf die Lage derer hingewiesen, die aus dem festen Geleise des Mittelstudiums in die Freiheit des Hochschülerdaseins hinaustreten. Wir kennen ihre Unsicherheit und ihre erste Beklommenheit, wir wissen um ihr Anlehnsbedürfnis in den ersten Wochen und Monaten. Die Hochschülerschaft wird ihnen da zur Seite stehen, so gut sie kann, wird sie beraten und in den Grenzen des Möglichen unterstützen. Andererseits aber gilt auch ihnen unsere

Bitte um Verständnis und um die Einsicht, daß unser Verband nicht allmächtig ist und daß es Probleme zu lösen und Entscheidungen zu treffen gibt, mit denen jeder Akademiker selbst fertig werden muß, genau so wie mit den vielen Fragen des Lebens, die keine Organisation der Welt auf ihr Tätigkeitsprogramm setzen und in ihren Zuständigkeitsbereich aufnehmen kann.

Die schönsten Stunden schenkt das Leben, und gerade das Studentenleben, von selbst, ohne Planung, ohne Gestaltung und ohne Zwang; und jeder Versuch, sie auf dem Wege einer Organisation vermitteln zu wollen, wäre gleichbedeutend mit der Anmaßung derer, die Papierblumen für echte anbieten.

Günter Regensberger

Bozner Kulturnotizen

„Volkswesen“ zumeist Heimatschnulzen zu verstehen hat.

Trotz der hohen Wellen, die die Politik im jüngstvergangenen Zeitraum geschlagen hat, verlief das kulturelle Leben in den von unseren rührigen Kulturvereinigungen vorgezeichneten Bahnen, und ich greife also zur Feder, die ich noch nicht mit dem Schwert verwechselt habe, in der Ueberzeugung, daß die kulturelle Kleinarbeit noch immer eine unserer wichtigsten Aufgaben ist, eine, bei der uns niemand ersetzen kann. Politisches Kampfgeschrei können wie die andere Sprachgruppe gezeigt hat, ja auch unreife Schulbuben erheben — unter der wohlwollenden Ueberwachung von seitens der Sicherheitsorgane, welche die Kundgebungen wohl für schulische Veranstaltungen hielten.

Das Südtiroler Kulturinstitut hat uns wieder einige Veranstaltungen von hohem Rang erleben lassen. „Die zwölf Geschworenen“, in ihrer Alltagsmenschlichkeit von den ausgezeichneten Schauspielern der Münchner Kammer spiele überzeugend verkörpert, stellten uns die Problematik jeder Rechtssprechung vor Augen. Das amerikanische Erfolgsstück, welches der im Stoff enthaltenen Gefahr der Eintönigkeit mit geschickten Effekten begegnet, wird zwar kaum in die Welfliteratur eingehen. Aber mit seiner unterhaltenden Belehrung wirkt es aufs Publikum und wirtelt es auf. Es ist ein Appell an die Verantwortlichkeit der Menschen, ein Anruf an ihr Gewissen und eine Anklage gegen die heutigen Geschworenengerichte, die auch bei uns wohl verstanden wurde. Die Geschworenen erliegen als Latenrichter allzu leicht der Gefahr, von wirklichen oder unterstellten Motiven auf die Schuld des Angeklagten zu schließen. Rechtssicherheit aber besteht auch in der Demokratie nur, wenn der Grundsatz „in dubio pro reo“ peinlich befolgt wird.

Annähernd 300 Mitwirkende sangen und spielten unter der sicheren Leitung von P. Dr. Oswald Jaeggi bei der Aufführung von Joseph Haas' 1956 geschriebenen Oratorium „Die Seligen“ im Augusteo-Saal. Es war ein Wagnis, das umfangreiche, anspruchsvolle Werk mit 6 getrennt probenden Chören und dem Innsbrucker Orchester bei einer einzigen Gesamtprobe gestalten zu wollen. Die Leistung war ein hervorragendes Zeugnis für den hohen Stand der musikalischen Kultur in unserem Land, auch und gerade außerhalb der regulären Musikanstalten, wobei neben dem Dirigenten, der mit sicherer Hand den mächtigen Klangkörper beherrschte, auch die Instruktoressen der einzelnen Chöre hohe Anerkennung verdienen, vor allem Prof. Johanna Blum, der die schwierige Aufgabe gestellt war, die Kinder- und Mädchenchöre einzustudieren. Der Aufführung wohnte der achtzigjährige Autor bei, der mit einem Lorbeerkrantz und mit viel Beifall geehrt wurde. Sein Werk wurzelt im katholischen deutschen Kirchenlied; mit bewundernswerter Frische hat der Komponist Anregungen aus einem breiten Feld der Musik unseres Jahrhunderts noch im hohen Alter zu einem höchst persönlichen Ausdruck verschmolzen.

Die Tatsache, daß das Kulturinstitut das musikalische Ereignis nur in deutscher Sprache ankündigte, hat ihm einen höflichen Tadel des „Alto Adige“ eingetragen; der Musikreferent machte darauf aufmerksam, daß Musik wohl alle Menschen angehe und eine ethnische Diskriminierung gerade auf diesem Gebiet wohl am wenigsten angebracht sei.

Mit 1. Jänner 1959 sind die deutschsprachigen Programme der RAI erweitert worden. Man kann jetzt auch nach 20.00 Uhr im Bozner Sender deutsche Sendungen hören. Zweifellos ein großer, lang erwarteter Fortschritt. Erweitert und verbessert wurden vor allem die Jugendsendungen sowie der „Kunst- und Literaturspiegel“, während die volkstümlichen Programme auf der gleichen Stufe stehengeblieben sind. Es sei nebenbei bemerkt, daß man unter den im Programm der RAI vorgesehenen

Im März ist dann auch ein hübsch gestaltetes und mit Trachtenpüppchen reichlich verziertes Programmheft für das erste Vierteljahr 1959 herausgekommen. Da es in Rom gedruckt wurde, ist die kleine Verspätung verständlich. Verständlich ist auch, daß zwei Monate nicht zur Ausmerzung sämtlicher Druckfehler ausgereicht haben. Warum man aber dem Programm der deutschsprachigen Sendungen, das doch offenbar für deutsche Hörer bestimmt ist, auch die italienische Uebersetzung begeben mußte, versteht man weniger. Billig dürfte das nicht gekommen sein. Wollte die Direktion der RAI vielleicht darauf aufmerksam machen, daß sie außer den Interessen der deutschen Hörer noch etwas anderes beim deutschsprachigen Programm im Auge hat, etwa das nationale Prestige?

Frage: Wann wird man einmal Kulturarbeit ohne politische Sorgen und Rücksichten machen können? tr —



Szene aus dem Theaterstück „Die zwölf Geschworenen“ Foto: Hildegard Steinmetz

Matthäuspassion - heute

Ein Saal, bis auf den letzten Platz gefüllt; ein großes, leistungsfähiges Orchester: das war der äußere Rahmen der Aufführung in der Wiener Stadthalle. Es war ein Erlebnis für Tausende.

Die Passion als solche steht hier nicht zur Diskussion, da es darüber eine erschöpfende Literatur gibt; wohl aber scheint die Frage berechtigt, ob die Vorliebe unserer Zeit für Bach nur Mode ist, oder ob hier eine innere Ursache, ein tieferer Zusammenhang wirkt. Wir wissen, daß das Werk Bachs — wie so manches große Werk — ein eigenwilliges Schicksal erlitten hat: nach Bachs Tod geriet seine Musik fast in Vergessenheit und mußte erst später, durch die Romantik, wiederentdeckt werden; seitdem aber steigt ihre Beliebtheit und die Auseinandersetzung mit dieser Musik wird immer wieder aktuell. Können

wir nun aber, die wir Bach wieder als den „Großen“ erkannt haben, jenen Menschen, die ihn ihn vergessen hatten, einen Vorwurf machen? — etwa in der Form: wie konntet ihr nur dieses Werk übersehen! — Nein, ich glaube, ein derartiges Verhalten wäre verfehlt: Bachs Welt war nicht ihre Welt, seine Probleme nicht die ihren.

Und hat er uns mehr zu sagen? Dazu ein kurzer Umriss des Barocks mit wenigen Worten: zwei wesentliche Komponenten waren hier bestimmend, die rauschhafte Lebensfreude, Welt- und Vernunftsgläubigkeit einerseits und die tief religiöse Innerlichkeit andererseits. Ein bedeutendes Beispiel aus der Literatur ist dafür Grimmelshausens Simplicissimus, ein Roman, dessen Held von diesen genannten Kräften bestimmt wird, in Konflikte gerät und dadurch

APROPPOS FILM

„Der achte Wochentag“

Und ob das Leben so ist? So wie in diesem Film? Genau so wenig wie ein Liebesgedicht die Liebe ist. Dieser Film ist ein Gedicht. Aber ein hartes, nicht eines für Lieschen Müller. Es ist ein Haß-Liebe-Gedicht auf die Menschen und das Leben, mit vielen Zeilen und vielen schwachen. Aber ein paar Verse sind gut und die machen das Gedicht.

Es ist ein polnischer Film, entstanden in westdeutsch-polnischer Gemeinschaftsproduktion. Den Stoff lieferte eine Novelle des jungen polnischen Dichters Marek Hlasko. So wie Hlasko in seiner Heimat nicht gern gesehen ist, so ist es auch dieser Film: verboten. Zu ungeschminkt ist die volksdemokratische Wirklichkeit dargestellt. Häuserruinen, versoffene Enttäuschung und ein Liebespaar, das sich nach dem achten Wochentag sehnt, an dem alle ihre Träume sich erfüllen werden. Aber den achten Wochentag gibt es nicht. Nur die leere Hoffnung...

Das Leben! Und die Menschen! Voller Fäulnis, Fleisch und Begierde, Kleinlichkeit und verhurte Großmut. So ist das Leben in diesem Film. Und so ist die Wirklichkeit. Nur ist sie hier inten-

siviert — zu einem Film gemacht. Und deshalb fehlt auch nicht der Kitsch, aber sogar der Kitsch ist technisch perfekt.

Es regnet. Gleich am Anfang des Streifens. Und es regnet auch später noch oft. Und auch am Schluß. Zwei Menschen. Natürlich ein Bursche (Zbigniew Cybulsky) und ein Mädchen (Sonja Ziemann). Er mit Brille. Sie schön wie eine Philosophiestudentin, die zu intelligent ist, als daß sie ihr Studium ernst nähme. Die Verhältnisse der beiden sind mies. Er in einer Bruchbude, die auch bald einstürzt. Sie wohnt in einem Viertel, das von der Filmleinwand her noch zu riechen ist.

„Genie und Wahnsinn“

Alles halb so schlimm. Keine Angst, da wird nicht das komplexe Spannungsverhältnis Genie-Wahnsinn unter die Lupe genommen, man spielt Theater. Alles konventionelles, historisches Theater, der gute Alexandre Dumas hat noch die Komödie geschrieben. Sartre

Die beiden lieben sich. Aber ihrer Liebe steht alles im Wege. Nicht Mama und Papa, wie in den Heimatfilmen, sondern das Leben selbst. Erstens der Mangel eines Zimmers, zweitens ihre Komplexe und drittens die Häßlichkeit der Menschen.

Im ganzen gesehen: ein selten wertvoller Film. Wenn nur die Phrasen nicht wären! „Wo ist die Erde für die Liebenden“, schmachtende Sehnsuchtsseufzer nach „Sonne, Sonne“ und dann „Regen, Zeit der Sehnsucht“. Das ist alles zu sehr gesprochenes Papier.

Nach all der gezeigten Milieumisere, nach all dem trotzig eigenwilligen Pessimismus, der ungefähr auf dem Standpunkt steht: Der Mensch ist ekelhaft, aber das Leben noch ekelhafter, endet der Streifen aber doch in Optimismus. Nein, kein Honig-Happy-end. Nein, einfach so: Das wäre noch schöner, sich unterkriegen lassen! Wir leben noch! Ja, wir leben tatsächlich noch.

Josef Zoderer

Matthäuspassion - heute

nicht zuletzt eine Gestalt unserer Zeit sein könnte. Denn ähnlich unserer Zeit war der Barock aufgewühlt von Ideologien, die sich aufs heftigste bekämpften und die den Menschen zu keiner Ruhe kommen ließen.

Unter solchen Gesichtspunkten scheint es möglich, die anfangs gestellte Frage, ob nämlich unsere Vorliebe für die genannte Musik nur Mode oder aber Ausdruck innerer Verbundenheit wäre, in neuem Lichte zu sehen: wir finden hier eine uns ähnliche Welt, deren innere Zerrissenheit und deren leidenschaftliches Suchen unserer Zeit weitgehend nahesteht. Die Tatsache, daß der Jazz und auch die moderne Kunstmusik unter dem Einfluß der Barockmusik (vor allem unter dem Einfluß Bachs) steht, darf wohl als Hinweis gelten, daß diese Musik besonders jetzt miterlebt wird, gewissermaßen als Ausdruck unserer Zeit und unserer Probleme.

Nun aber einige Parallelen der geistigen Polarität in unserer Zeit. Wir brauchen nur einen Blick in die Zeitung zu werfen: schon schlägt uns die Welle der politischen Polemik entgegen, schon erfahren wir von einem leidenschaftlichen Kampf: Osten und Westen. Dem Osten geht es um die Verwirklichung eines Idealstaates. Abgesehen von den Aussichten eines solchen Unternehmens, sei nur darauf hingewiesen, wie sehr unsere „wirklichkeitsnahe“ Zeit chiliastischen Vorstellungen und Hoffnungen verhaftet ist. Man wird an den Traum vom „Tausendjährigen Reich“ oder vom „Dritten Reich“ erinnert. Aber nicht nur

der Kommunismus mit seinem Ideal der klassenlosen Gesellschaft hängt solchen Menschheitsträumen nach, auch der Faschismus und der Nationalsozialismus verfolgten ähnliche Ziele. Es seien hier auch drei eigenartige Historiker genannt: Marx, Spengler und Toynbee. Was sie suchten, war eine Weltformel, mittels derer sie das Werden des Menschen erfassen könnten. Dieses Weltprinzip (bei Marx ist es der sogenannte Dialektische Materialismus) wäre etwa vergleichbar mit dem Stein der Weisen des Mittelalters: eine Zauberformel, mittels derer man alles durchschauen kann, sogar die Zukunft. Mit diesen Hinweisen soll bloß gezeigt werden, wie gerade unsere Zeit, die sich so gerne zum Positivismus bekennt, dem ewigen Menschheitstraum vom ewigen Frieden, vom Paradies verhaftet ist.

Einerseits vertrauen wir Heutigen restlos der Materie und unserem Verstand; andererseits sind wir von utopischem Gedankengut durchtränkt: Wirklichkeit und Hoffnung, Welt und Gott — ist die Thematik nicht dieselbe?

Was bedeutet uns also die Matthäuspassion? Strenge Thematik, mathematische Klarheit, dazu Ausdruck tiefster Gläubigkeit und Melodik, die einem echten Gefühl entspringt. An solcher Geisteshaltung könnte unsere Zerrissenheit gesunden. Ueber Bach dürfen wir aber nicht die Künstler unserer Zeit vergessen, die in diesem Geiste wahrscheinlich nichts Geringeres leisten.

Hans Wielander

hat sie wohl ein wenig zurecht gestutzt und Vittorio Gassman hat einen Film daraus gemacht.

Verständlich, daß ihm der Stoff gefallen hat: Kean, Englands genialer Schauspieler, lebt uns sein gefährliches Leben vor: Frauen, Wein und Raufereien, Schulden und Eifersuchtsszenen, alles bunt durcheinander, natürlich ein Farbfilm, natürlich auf Breitwand, und so fort.

Vittorio Gassman, Italiens genialer Schauspieler, läßt sich nicht lumpen, er setzt sich in Szene. Er führt ja auch Regie, man kann's ihm nicht verwehren. Er spielt und kämpft sich verbissen und pathetisch durch die wechselvollen Geschicke seines Helden. Vittorio identifiziert sich unbedenklich mit Kean, er tut im Film, was Kean im Theater tut: er spielt die anderen an die Wand, lächelt selbstgefällig in den Spiegel, heißt Narziß.

Nebenbei passieren viele Unfälle, Psychologie fällt unter den Tisch, Geschmacklosigkeit macht sich breit. Vittorio merkt es nicht, Vittorio kämmt sich.

Man ist ihm nicht böse, er kann's. Hurtig läßt er die ekstatische Spule abschnurren. Man Ende kommt er heil als frischgebackener Ehemann davon, keiner hält ihm das zusetraut, jaja, ein Mime ohne Furcht und Tadel.

Die anderen sind Staffage, selbst Eleonora Rossi-Drago, selbst Anna Maria Ferrero, Man bedauert. Der Meister will es so: die ganze Welt Parkett und auf der Bühne ich, der Mime, eccomi.

Vom filmischen sehr wenig, von der Wirklichkeit weniger, alles Theater. Primitives, effektvolles Theater, geschicktes Arrangement für die schauspielerische Brillanz eines Egozentrikers. Sein oder Nichtsein, das ist hier nicht mehr die Frage, nur mehr ein Lippenbekenntnis, innen ist's leer.

— lich —

Presseschau

Nur die römische Jugend?

Das „Centro Italiano Studi e Ricerche“ hat in Zusammenarbeit mit dem „Messaggero“, einer führenden römischen Zeitung, eine sozialwissenschaftliche Untersuchung abgeschlossen, deren Ergebnisse einiges Aufsehen erregten und über Rom und Italien hinaus Beachtung verdienen. Die zentralen Fragen, welche die Sozialforscher zu beantworten suchten, lauteten: Welches ist die Mentalität der römischen Jugend? Weist die italienische Hauptstadt jenes Jugendproblem auf, das viele andere Mammutstädte kennzeichnet? Gibt es die „tricheurs“ und „existentialistes“ von Paris, die „teddy-boys“ Londons, die „juvenile gangs“ von New York und die „stiljagi“ Moskaus? Hat die ungestörte Entwicklung der Kapitale, deren Einwohnerzahl sich seit dem Zweiten Weltkrieg verdoppelt und heute zwei Millionen beträgt, einen derart zersetzenden Einfluß ausgeübt wie in andern solchen „Schmelztiegeln“?

Nabezu 800 Römer und Römerinnen zwischen 18 und 25 Jahren aus allen Berufsgruppen, Volksschichten und Stadtteilen wurden auf verschiedene Art und Weise getestet. Es blieb nicht beim eher fragwürdigen Questionnaire-Verfahren. Es wurden Interviews gemacht und andere soziologische und sozialpsychologische Methoden angewendet. Insgesamt wurden gegen 100 Fragen gestellt und analysiert. Wir können hier freilich nur einige wichtige Ergebnisse und besonders ihren gemeinsamen Grundzug vermitteln.

Bei der großen Mehrzahl der Antworten fällt vor allem das geringe Maß an Enthusiasmus, Idealismus und Romantik auf. Das, was der Jugend gewöhnlich nachgesagt wird, scheint ihr gerade zu fehlen. Dagegen herrschen eine ausgeprägte Tendenz zum nüchternen, sachlichen Denken und die große Fähigkeit zur richtigen Einschätzung der eigenen Möglichkeiten und Grenzen vor, das heißt der realistische Sinn der

römischen „gioventù“. Auf die Frage: „Wieviel hoffen Sie im Alter von 30 Jahren zu verdienen?“ gaben 95 Prozent keine astronomischen Wunschkennziffern an, sondern wenig mehr als das, was sie innerhalb ihrer Berufsgruppen aller Voraussicht nach in fünf bis zwölf Jahren tatsächlich verdienen werden, nämlich 30 Prozent zwischen 50.000 und 70.000 Lire, 11 Prozent zwischen 70.000 und 100.000 Lire und 25 Prozent zwischen 100.000 und 120.000 Lire. Es ist bezeichnend, daß die meisten sehr wohl um diesen Tatbestand wissen.

Die Frage: „Glauben Sie, daß in Rom viele Jugendliche jene gefährlichen Tendenzen einer „gioventù bruciata“ aufweisen, von denen man in Paris, London und New York so häufig spricht?“, verneinten 61 Prozent rundweg gegenüber 24 Prozent, die ihr zustimmten; 15 Prozent enthielten sich der Stimme. Noch bezeichnender ist ein anderes „Selbstporträt“. Die Sozialforscher leiteten diesmal ihre Frage mit einem Leitsatz (leading question) ein: „In allen Epochen hatte die Jugend ihre eigenen Ideale, wie zum Beispiel die Freiheit oder Unabhängigkeit des eigenen Landes. Welches ist nach Ihrer Ansicht das Ideal der heutigen Jugend?“ Daraufhin gaben 3 Prozent das Vereinigte Europa an, 3 Prozent das Verengnis und Nichtstun, 1 Prozent Liebe und Ehe, 2 Prozent die Arbeit, 8 Prozent die eigene ökonomische Unabhängigkeit, 16 Prozent die persönliche Freiheit (tun, was man will), 20 Prozent den Wohlstand, und der größte Teil, das heißt 24 Prozent, war der Ansicht, daß die heutige Jugend keine Leitidee und kein Ideal besitze.

Von Opposition, Rebellion oder Generationenkonflikt ist keine Rede. Die römische Jugend weiß, was sie erwartet, und schickt sich darein. Weit über die Hälfte gibt ein positives Gesamturteil über die Arbeitsbedingungen und ihre Arbeitsgeber ab, 75 Prozent befürworten den Fortbestand der demokratischen Staatseinrichtungen; nur 25 Prozent sehen in einem Links- oder Rechtstotalitarismus irgendeinen Vorteil. Diese Jugendlichen neigen — weit mehr als ihre Väter und Großväter — zur politischen Mitte hin.

Eine fast einhellige Kritik findet nur das bestehende Schulwesen. Es sind aber vorwiegend praktische Gesichtspunkte, welche die Einwände dagegen bestimmen. Die große Mehrheit behauptet, daß sie mit dem, was sie auf der Schulbank gelernt hatte, im Leben nichts oder nur sehr wenig anfangen könne. Die Studenten beklagen vor allem die Servilität ihrer Kommilitonen und der jungen Dozenten gegenüber den Professoren und Dekanen, die Inflation der Titel und ihre entsprechende Entwertung, vor allem aber den mangelnden persönlichen Kontakt mit ihren Lehrern und Professoren. Tatsächlich scheinen große Bildungs- und Wissenslücken zu bestehen: Ein Drittel der Befragten wußte nicht, was die NATO ist, mehr als die Hälfte konnte nicht recht sagen, was die Automation darstellt. Das vorhandene Wissen scheint weniger von der Schulzeit als vom Radio, Kino,

Television, Zeitung und lediglich zum kleinsten Teil von Büchern zu stammen. Ein Fünftel bekennt ohne weiteres, noch nie ein Buch gelesen zu haben, und weitere 20 Prozent lesen nur ein einziges Buch pro Jahr. Bei den Zeitungen interessiert vor allem die Lokalchronik und der Sport, dann die Innenpolitik und zuletzt die Außenpolitik. Die „terza pagina“, die Kulturbeilage auf der dritten Seite, findet kaum Beachtung.

Angesichts dieser Ergebnisse stellt sich die Frage, ob man die römische „gioventù“ auf einen gemeinsamen Nenner bringen und sie nach ihm bezeichnen kann. Die römischen Sozialforscher rechnen diese Jugend dem Typus einer „Generation des Ueberganges“ zu. Tatsächlich scheint sie sich irgendwo zwischen gestern und morgen zu befinden; sie ist den traditionellen Familienbanden wohl noch nicht derart entwachsen wie die amerikanische Großstadtjugend und doch viel freier als die italienische Landjugend oder auch nur die römische Jugend um die Jahrhundertwende. Diese Soziologen und Sozialpsychologen schätzen sich und Italien glücklich, daß ihre Großstadtjugend „nicht von den Uebeln des Jahrhunderts angesteckt sei“, weil sie gemäßigt im Urteil, realistisch im Denken und zufrieden mit sich und der Welt ist...

(Neue Zürcher Zeitung)

Blick in Zeitschriften

Politik

Die Lehre Pius' XII. zum Atomkrieg. Gustav Gundlach in „Stimmen der Zeit“, April 1959.

Kultur und Staat. Heinrich Drimmel in „Oesterreichische Monatshefte“, April 1959.

Italien kommt in Bewegung. Gustav Mersu in „Der Monat“, April 1959.

Student und Politik. Ullin Streiff in „Schweizer Monatshefte“, April 1959.

Zur Frage der Staatsführung in der Weimarer Republik. Diskussion in „Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte“, 1. Heft/Januar 1959.

Kultur

Der Roman der Gegenwart (Sprache und Gegenstand). Wolfgang Grözinger in „Hochland“, April 1959.

Junge amerikanische Literatur. Walter Höllerer in „Akzente“, Februar 1959.

Boris Leonidowitsch Pasternak. Fedor Stepun in „Die Neue Rundschau“, Erstes Heft, 1959.

Zeitungen — von Studenten für Studenten. Bastian Calm in „Frankfurter Hefte“, März 1959.

Wissenschaft

Der Arzt im technischen Zeitalter. Karl Jaspers in „Universitas“, April 1959.

Kampf und Frieden als biologisches Problem. Adolf Portmann in „Neue Deutsche Hefte“, April 1959.

Dialektischer Materialismus und moderne Naturwissenschaft. Gustav A. Wetter in „Wissenschaft und Weltbild“, März 1959.

Eine Lanze für Studentenzeitungen

Studentenzeitungen erfüllen mehrerlei Funktionen: Von Studenten für Studenten geschrieben, informieren sie über wichtige Ereignisse an der eigenen und an fremden Hochschulen; sie helfen zumal den jüngeren Semestern, die akademische Welt nicht nur als Idee, sondern auch als Institution zu überschauen; sie sind Probierfeld für die ersten publizistischen Gehversuche solcher Kommilitonen, die später einmal von Berufs wegen die Feder führen wollen. Diese letztere Funktion bedingt und erfordert eine gewisse Narrenfreiheit. Eine Studentenzeitung, die nie daneben griffe, sondern in gereiftem akademischem Altersstil daherkäme, wäre ein Widerspruch in sich. Wer in Blue jeans und offenem Hemd auf seiner Bude hockt, darf, ja soll die Welt anders sehen als der arrivierte, wohlbeschluppte Redakteur eines arrivierten Blattes.

(Frankfurter Allg. Zeitung)

BÜCHER

Physik bei Fischer

Licht und Materie

Gerade die Physik hat unserem Jahrhundert so viele Ueberraschungen gebracht. Was wissen wir aber darüber? Sind wir uns der Tragweite und Neuheit ihrer Entdeckungen bewußt? Der Autor des Buches „Licht und Materie“, Louis de Broglie, unternimmt es, die fundamentalen Erkenntnisse der Atomphysik naturphilosophisch zu deuten. Unter dem zweifachen Aspekt von Licht und Materie stellt sich ihm die physikalische Wirklichkeit dar; beide scheinen einander entgegengesetzt und sind doch miteinander verwandt; beide sind besondere Formen von Energie, ja noch mehr, das Wellenphänomen Licht hat auch Korpuskelcharakter und — das war die geniale Idee de Broglies, die ihm dann den Nobelpreis einbringen sollte — dem Atom, der Materie muß eine Welle zugeordnet werden. Korpuskel und Welle bestehen nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig. Wie kann nun diese „Komplementarität“ erklärt werden? Was ist die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik, die beiden Grundpfeiler der modernen Physik; und damit im Zusammenhang: ist die materielle Wirklichkeit letzten Endes ein Diskretum oder ein Kontinuum? Weiter, welchen Sinn hat es, von Determinismus in der Makrophysik oder von Akausalität im atomaren Bereich zu sprechen? Und schließlich, was bedeutet physikalische Erkenntnis, exakte Naturwissenschaft überhaupt? Zu all diesen Fragen nimmt der Autor Stellung mit der ihm eigenen Präzision und Gründlichkeit der Darlegung. Was er jedoch bietet, ist kein geschlossenes System; nur Hinweise will er geben, um die Tiefe und Schwierigkeit der

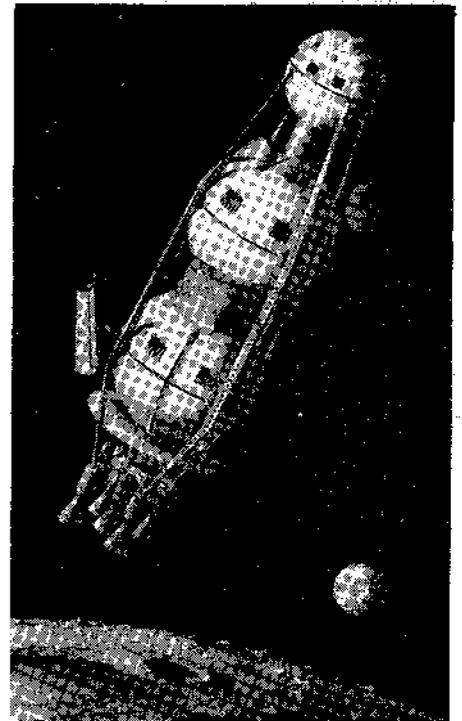
setzt einige Kapitel dieses Buches durch Abschnitte mehr philosophischen Inhalts aus „Physique et Microphysique“, einem anderen Werk des Autors. Aber auch in der Fischer-Ausgabe dürfte sich noch manche Stelle finden, die mehr als nur elementare Kenntnisse in Physik voraussetzt und deshalb nur für den Fachmann verständlich sein wird. Diese Abschnitte können jedoch ohne allzu großen Schaden für das Folgende übergangen werden. Jedenfalls aber kann dem, der in den von Professor Pascual Jordan bei den Meraner Hochschulwochen behandelten Problemkreis tiefer eindringen will, kaum ein geeigneteres Buch empfohlen werden.

Die Eroberung des Weltraums

Während unser Mond vor hundert Jahren noch so manchem Poeten auf nächtlichem Spaziergang ein stimmungsvolles Lied entlockte, muß er sich's jetzt gefallen lassen, Angriffsobjekt der Wissenschaft zu werden. Der hinlänglich bekannte Raketenforscher Wernher von Braun hat zusammen mit Willy Ley ein Projekt für eine Mondfahrt in allen Einzelheiten ausgearbeitet. Zuerst muß eine Zwischenstation errichtet werden, ein riesiges Rad, das in 1700 Kilometer Höhe um die Erde kreisen wird. Kleinere Raketen werden dann die einzelnen Bestandteile von drei mächtigen Raumschiffen mitsamt der ganzen Ausrüstung zu dieser hinaufbefördern, von wo aus ein Stab von Gelehrten zum Mond starten kann. Nach fünftägiger Fahrt erfolgt die Landung im Sinus moris, und in den drei folgenden Monaten wird ein Gebiet von vierhundert Kilometern Umkreis von den verschiedensten Gelehrten gründlich erforscht. Die Fernsehkamera wird uns hier auf der Erde stets auf dem laufenden halten über die täglichen Expeditionen der Gelehrten. Auch bei der Rückfahrt wird zuerst die Raumstation angefliegen, von wo aus die Erde dann in kaum zwei Stunden erreicht werden kann. „Die Eroberung des Weltraums“ liest sich wie ein Zukunftsroman, unterscheidet sich davon jedoch wesentlich dadurch, daß hier jeder Schritt aufs genaueste vorausberechnet ist und alle Gefahren in Erwägung gezogen werden, die ein Unternehmen solchen Ausmaßes könnten scheitern lassen. Demzufolge werden die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen getroffen: So ist zum Beispiel die Lenkung der Raumschiffe eine so schwierige Aufgabe, daß sie nur einem Automaten anvertraut werden kann. Ein großes Wagnis wird das Unternehmen freilich immer bleiben, denn wir können zwar viele, aber lange nicht alle Schwierigkeiten und wissen noch nicht, ob dem Menschen das Leben im schwerelosen Raum für längere Zeit möglich sein wird. Das alles jedoch wird die Eroberung des Weltraums jetzt, nach einigen glücklichen Vorstößen, nicht aufhalten können; für Wernher von Braun ist sie so „unvermeidlich wie der Sonnenaufgang“.

Ausblick in das Kernzeitalter

Von jeher fürchtet der Mensch, was er nicht kennt. Aber noch nie war er Beute eines so schrecklichen Alpdruckes wie heute, angesichts der Möglichkeit, durch die Mittel, die ihm Wissenschaft und Technik in die Hand gegeben haben, das Leben auf unserem Planeten auslöschen zu können. Edward Teller, einem der hervorragendsten lebenden Physiker, und seinem Mitarbeiter Albert Latter geht es in ihrem Buche darum, mit aller Offenheit und Gründlichkeit die Tatsachen und Gefahren der Kernspaltung und ihre Folgen darzulegen. In einem kurzen, sehr klaren Ueberblick über die Struktur der Materie, das Wesen der Radioaktivität und die Kernumwandlung wird die Grundlage geschaffen für das Verständnis der weiteren Untersuchungen über die Auswirkung der bisher von den Vereinigten Staaten erprobten Atomwaffen. Mit der größtmöglichen Gründlichkeit werden die Gefahren erwogen, die durch die verschiedenen Arten der Radioaktivität dem unmittelbar betroffenen Indivi-



Die Rakete für den Flug um den Mond
Zeichnung aus „Die Eroberung des Weltraums“, Seite 47

duum und seiner Nachkommenschaft einerseits, und durch die zunehmende Verseuchung der Luft der gesamten Menschheit andererseits drohen. Dabei kommen die Autoren zum Teil zu höchst interessanten Ergebnissen; so zum Beispiel, daß der weltweite Fallout, der durch die Kernwaffenversuche bis heute in die Atmosphäre gelangt ist, das Leben eines Menschen um die gleiche Zeit verkürzt wie etwa 30 Gramm Uebergewicht oder das Rauchen einer Zigarette alle zwei Monate; oder daß der menschliche Körper durch eine leuchtende Armbanduhr einer zehnmal stärkeren Strahlung ausgesetzt ist als durch die von den Explosionen herrührende Aktivität. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird ferner die Möglichkeit geprüft, die Kernwaffen in den Dienst der Erhaltung des Friedens zu stellen: Nur ein Rüstungsprogramm, das ganz auf Abwehr einge-

FISCHER-BÜCHEREI

Louis de Broglie:

LICHT UND MATERIE

205 Seiten; 1958

Wernher von Braun, Willy Ley:

DIE EROBERUNG DES WELTRAUMS

195 Seiten; 1958

Edward Teller, Albert Latter:

AUSBLICK IN DAS KERNZEITALTER

160 Seiten; 1959

Probleme hervorzuheben, und mögliche Wege aufzeigen zu deren Lösung. Der Leser wird merken, daß hier ein Naturforscher am Werk ist, der ein besonderes Verhältnis zu derartigen Fragen hat: de Broglie gelangte von der Geschichte über die Philosophie zur theoretischen Physik.

Unsere Ausgabe bringt nicht die vollständige Uebersetzung des Originalwerkes „Matière et Lumière“, sondern er-

Aus der Tätigkeit des Vorstandes

Am 26. März trat um 14.30 Uhr der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft zu einer Sitzung zusammen. Dabei wurde eine Anzahl technischer und organisatorischer Fragen besprochen.

Unter anderem wurde beschlossen, den Fahrenden Skolasten nur mehr an die Heimataadressen der Hochschüler zu schicken, da der Versand an die Studienanschriften wegen des häufigen Wechsels derselben zu große Schwierigkeiten bereitet.

Die Studententagung am Ritten mit dem Leitthema: „Jugend, Volk und Staat“*) wird heuer vom 2. bis 6. August stattfinden. Bisher haben folgende Referenten mit nachstehenden Themen zugesagt:

S. E. Msgr. Dr. Joseph Gargitter, Bischof von Brixen: „Kirche und staatsbürgerliche Erziehung der Jugend“;

Prof. Dr. Karl Holzamer: „Jugend und politisches Leben in pädagogisch-psychologischer Sicht“;

*) In der letzten Nummer des Fahrenden Skolasten ist der Redaktion im Artikel „Aus der Tätigkeit des Vorstandes“ ein Fehler unterlaufen. Das Leitthema der Studententagung 1959 lautet nicht „Jugend und politisches Leben“, sondern „Jugend, Volk und Staat“. Wir bitten um Nachsicht.

stellt ist, kann gerechtfertigt werden; es dürfen nur solche Kernwaffen entwickelt werden, die den feindlichen Angreifer an Ort und Stelle treffen und möglichst wenige unschuldige Opfer fordern. Das kann nur durch hinlänglich strahlungsfreie Sprengkörper erreicht werden. In den letzten zwei Kapiteln des Buches wird die friedliche Nutzbarmachung der Kernenergie erörtert. Der Leser wünschte vielleicht, darüber mehr zu erfahren. Nun steht man aber auf diesem Gebiet erst am Anfang und zudem müßte bei einer gründlichen Diskussion über ein solches Thema weiter ausgeholt werden, was den Rahmen eines Taschenbuches sprengen würde. Die Erörterungen Tellers müssen bei dem heutigen Stand der Nachforschungen über die Auswirkungen der Kernwaffen als besonders gewichtig und zuverlässig angesehen werden, da ihm als maßgebendem Mitgestalter des Atomrüstungsprogramms der USA und als Mitglied der amerikanischen Atomenergiekommission wie keinem andern alle bisherigen Statistiken als Unterlagen für seine Untersuchungen zur Verfügung standen.

Teller ist überzeugt von der Wichtigkeit einer genauen allgemeinen Aufklärung über alle Fragen um die Atomenergie seitens des Naturforschers. Denn von der Entscheidungskraft und Sicherheit jedes einzelnen wird Sein oder Nichtsein der freien Welt abhängen; dazu braucht es zwei Waffen: Verständnis und Mut. „Von diesen beiden ist Mut die wichtigere, aber das Verständnis kommt zuerst.“ Peter Mulser

Abg. Dr. Toni Ebner: „Verpflichtung der Jugend gegenüber Volk, Staat und Europa“;

Assessor Dr. Peter Brugger: „Probleme der Landjugend“;

Dr. Friedl Volgger: „Jugend und Volkstumsgedanke zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg“.

II. Skirennen der Südtiroler Hochschülerschaft am Jaufen

Jaufenpaß, 30. März. — Nebel und Schneefall — das bedeutet schlechte Sicht und somit schlechte Fahrverhältnisse — konnten am Ostermontag rund 40 wintersportbegeisterte Kolleginnen und Kollegen nicht davon abhalten, an dem diesjährigen Skirennen der Südtiroler Hochschülerschaft teilzunehmen. Dazu hatte sich noch eine beträchtliche Anzahl von Zuschauern eingefunden, welche teils zu diesem Zweck mit auf den Jaufen gekommen waren, teils sich aus den Pensionsgästen des Jaufenhauses rekrutierten.

Die zweite Auflage des Rennens erbrachte nicht nur eine bedeutende Zunahme der Teilnehmerzahl, sondern

Es wurde auch die Möglichkeit erwogen, den Leichtathletikwettbewerb anlässlich der Meraner Hochschulwochen in Meran zu veranstalten. Der Sportreferent wurde beauftragt, diesbezüglich Erkundigungen einzuziehen.

Der Sängerwettstreit wird anlässlich der Vollversammlung zu Weihnachten stattfinden; die Organisation desselben hat Dr. Rainer Seberich übernommen. Ebenso soll wieder ein Photowettbewerb ausgeschrieben werden.

Nach der Behandlung weiterer Fragen endete die Sitzung um 17 Uhr.

nahme der Zeiten und der Zusammenstellung der Ergebnisse, wie schon voriges Jahr, dem großzügigen Entgegenkommen und der verständnisvollen Mitarbeit der Familie Riedmann.

Und nun zu den sportlichen Leistungen: in der Damenklasse siegte überlegen Fräulein Leni Kerschbaumer aus Bozen vor ihrer Schwester Veronika. Bei den Kollegen gab es auf Grund der Führung seitens der Familie Riedmann aus Sterzing reibungslos abgewickelt werden. Ueberhaupt verdankt die Südtiroler Hochschülerschaft die gesamte starken Konkurrenz einen spannenden Kampf um den ersten Platz: es gelang Dietmar Leitner aus Sterzing, vor

Die siegreiche Wienermannschaft



auch eine erfreuliche Leistungssteigerung gegenüber dem Vorjahr. Punkt 11 Uhr vormittags wurde die erste der vier Teilnehmerinnen in der Damen-kategorie auf die Strecke geschickt. Der Riesentorlauf — er mußte in zwei Durchgängen bewältigt werden — war am Nordhang des Passes ausgesteckt worden und zeigte trotz seiner Flüssigkeit einige interessante Stellen. Die dünne Neuschneelage und die zu geringe Kälte machten die Piste eher langsam und der besonders während des ersten Durchganges herrschende Nebel wirkte sich zusätzlich hemmend aus. Beide Durchgänge des Rennens konnten dank der ausgezeichneten Durch-führung des Rennens, von der Bereitstellung des Autobusses bis zur Ab-

seinen stärksten Rivalen Otto Gschntzer und Erich Buratti, den Sieg davon-zutragen. Michael Mahlknecht aus St. Ulrich-Gröden, einer der Favoriten, fuhr im zweiten Durchgang Bestzeit, mußte jedoch wegen einer bei einem schweren Sturz begangenen Regel-widrigkeit im ersten Durchgang nach-träglich disqualifiziert werden. Die Wertung nach Hochschulgruppen ergab als Siegerin die Hochschulgruppe Wien mit Leitner, Deflorian und Schnabl.

Um 17 Uhr fand dann im Gasthof Mader in Sterzing die Preisverteilung statt. Der Präsident der Südtiroler Hochschülerschaft, Günther Regensberger, würdigte in einer kurzen An-sprache die Leistungen der Sieger und

Caux und die „Moralische Aufrüstung“

dankte den Organisatoren für die beispielhafte Abwicklung des Rennens. Herr Vizeassessor Hans Mayr vom Landesausschuß, der persönlich während des ganzen Rennens anwesend war, richtete anschließend einige herzliche Worte an die Anwesenden und drückte den Wunsch aus, daß nach dem Grundsatz „mens sana in corpore sano“ der Sport bei den Hochschülern Südtirols immer mehr an Beliebtheit zunehmen möge. Am Schluß seiner kurzen Rede überreichte er dem Sieger den schönen Pokal des Landesausschusses Bozen. Die Siegerin bei den Kolleginnen erhielt den Pokal des Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft, während Dr. Günther von Vintschger, Sieger bei den Altakademikern, sich den Pokal der Südtiroler Hochschülerschaft holen konnte. Der zweijährige Wanderpokal des Südtiroler Kulturinstitutes, der 1958 von der Hochschulgruppe Innsbruck erobert wurde, ging diesmal nach Wien.

Nach Ueberreichung der zahlreichen Preise, fand dann in fröhlicher Runde die Feier in echt studentischer Weise ihren Ausklang.

Am Schluß möchte ich noch an das kameradschaftliche Entgegenkommen unseres Kollegen hochw. P. Schneider erinnern, der extra von Bozen mit uns auf den Jaufen gekommen war, um die hl. Messe zu lesen; er fand sogar Spaß daran, bei der Durchführung des Rennens als Torrichter mitzuwirken.

— rg —

Hier die Ergebnisse:

Hochschülerinnen: 1. Leni Kerschbaumer (Hochschulgruppe Innsbruck) 2.04,2 Min.; 2. Veronika Kerschbaumer (HSG Innsbruck) 2.27,2; 3. Marlene Dalla Torre (HSG Innsbruck) 2.50,1 Minuten.

Hochschüler: 1. Dietmar Leitner (Hochschulgruppe Wien) 1.40,3 Min.; 2. Otto Gschnitzer (HSG Innsbruck) 1.43,0; 3. Erich Buratti (HSG Padua) 1.44,1; 4. Andreas Rieper (HSG Graz) 1.49,1; 5. Paul Ties (HSG Mailand) 1.50,3; 6. Klaus Kompatscher (HSG Graz) 1.53,1; 7. Robert Deflorian (HSG Wien) 1.57,0; 8. Christoph Pan (Fribourg/Schweiz) 1.59,1; 9. Dieter Schnabl (HSG Wien) 2.00,1; 10. Volker Straudi (HSG Wien) 2.01,4; 11. Harald Kleewein (HSG Padua) 2.01,4; 12. Manfred Riedmann (HSG Innsbruck) 2.02,4 Minuten.

Altakademiker: 1. Dr. Günther von Vintschger (Bozen) 2.00,3 Minuten; 2. Dr. Gerhard Riedmann (Sterzing) 2.16,1 Minuten.

Wertung nach Hochschulgruppen

1. Hochschulgruppe Wien (Leitner, Deflorian, Schnabl), Gesamtzeit 5.37,4 Minuten;
2. Hochschulgruppe Graz (Rieper, Kompatscher, Torggler) 5.47,3 Min.;
3. Hochschulgruppe Padua (Buratti, Kleewein, Kauer) 5.49,1 Min.;
4. HSG Innsbruck (Gschnitzer, Riedmann M., Leni Kerschbaumer) 5.50,1 Minuten.

Ein Südtiroler Hochschüler hatte jüngst Gelegenheit, an einer Studententagung in Caux teilzunehmen. Caux, Schweizer Kurort oberhalb Montreux, ist bekannt als Tagungsort und Zentrale der Bewegung für „Moralische Aufrüstung“, die zu den eigenartigsten und interessantesten Versuchen unserer Zeit zählt, eine soziale und politische Erneuerung der Welt in einem neuen Geiste durchzuführen. Unser Kollege versucht in seinem Aufsatz, die geistigen Voraussetzungen dieser Bewegung aufzuzeigen und so eine Erklärung für das Phänomen Caux zu finden.

Kaum ein Zeitalter war so reich an Zukunftsplänen und Möglichkeiten, wie sie uns das sogenannte Atomzeitalter bietet. Der menschliche Erfindungsgeist scheint keine Grenzen mehr zu kennen, die nicht mindestens bis zu den Grenzen der kühnsten Wünsche und Erwartungen reichen würden. Man versucht, nicht nur das große noch schlummernde Potential von Wünschen und Genüssen zu wecken und auszuwerten, sondern geht bereits so weit, diese künstlich aufgezeigten Lebensformen zur unentbehrlichen Notwendigkeit eines „würdigen Daseins“ zu erheben. Alles mit dem einen Ziel: das Dasein in seiner materiell-höchsten Vollkommenheit erleben zu können. Doch gleich hinter dieser unechten Fassade zeigt sich uns in einer noch nie dagewesenen Größe das Gespenst der Unruhe, der Angst und Unzufriedenheit. Angst und Unsicherheit verdammten die meisten Menschen, ihre Interessen nur auf den gegenwärtigen Augenblick auszurichten, denn das Morgen stand noch nie so unsicher da wie in unseren Tagen. Der soziale Fortschritt hat zwar große Erleichterungen in den verschiedensten Lebensbereichen gebracht, die gesellschaftliche Nivellierung weitgehend verwirklicht, die Beziehungen und das Verstehen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk haben sich aber kaum verbessert. Unsere Welt ist voll von schwierigen Menschen. Die Frage ist: wie wird man mit ihnen fertig? Der schwierige Kollege, der schwierige Staatsmann, der schwierige Ehemann, die schwierige Ehefrau, das schwierige Kind, die schwierige Klasse, Rasse oder Nation. Nicht etwa, daß diese Schwierigkeiten noch nie vorhanden gewesen wären, sie haben aber heute ein Ausmaß angenommen, daß sie die ganze Menschheit bedrohen und wie ein unheimlicher Fluch unser Denken und Handeln zu falschen und sinnlosen Zielen verleiten. Verzweifelt suchen wir Staatsmänner, die diese Entwicklung aufhalten könnten: der größte Teil von ihnen ist selbst von dieser Unruhe und Verzweiflung erfaßt. Ihre Worte, die oft recht beruhigend wirken, finden keinen Glauben, da sie jeglicher Ueberzeugung entbehren.

Es hat nie an Methoden gefehlt, diese Schwierigkeiten zu beseitigen: Diktatur, Mord an Leib und Seele, Gleichschaltung, Konzentrationslager, Liquidierung und schließlich Krieg. Diese Methoden konnten aber nicht die Beseitigung bringen, sondern hinterließen nur wieder Bitterkeit und Haß.

Es besteht die Notwendigkeit, einen neuen Menschentyp zu schaffen, der frei ist von Haß, Bitterkeit und Vorurteilen. In der Sowjetunion fragt man sich ernsthaft, wie ein neuer Menschentyp zu schaffen ist, der die neue Gesell-

schaftsordnung funktionsfähig macht. Dem Kommunismus scheint dies nicht zu gelingen. Ein kommunistischer Funktionär Norwegens sagte einmal: „Das Problem des neuen Menschentyps bleibt ein uncrledigter Programmpunkt der Sowjetunion. Auf Konferenzen in Rußland wurde immer wieder das Thema behandelt: Wie schaffen wir einen neuen Menschentyp? Wir dürfen uns nicht einbilden, dies tun zu können, indem wir alle Menschen in die gleiche Form pressen. Kein System, so gut es auch sein mag, wird je Freiheit und Frieden bringen, wenn wir nicht einen neuen Menschentyp schaffen.“ Das Scheitern dieses revolutionären Versuches, der bestimmt aus dem ehrlichen Bestreben, der Menschheit endlich Frieden zu bringen, unternommen wurde, scheint in der Form, wie er in der Sowjetunion praktiziert wird, sicher zu sein. Und das aus dem einen Grund, weil man das Hauptgewicht nicht auf den einzelnen Menschen, sondern auf die Gesellschaft legt.

Die westliche Welt braucht darob gar nicht zu triumphieren, wenigstens solange nicht, als sie nicht selbst einen besseren Versuch unternimmt und ideologisch nicht ebenso konsequent bleibt, wie es der Osten ist. Das Grundproblem bleibt trotzdem: der einzelne Mensch muß geändert werden.

Dr. Frank Buchmann, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, erkannte ganz klar, daß die Probleme erst dann verschwinden können, wenn sich der einzelne Mensch von seinen Schwächen befreit und sich unter Gottes Führung stellt. Die Wurzeln der Schwierigkeiten zwischen den Menschen und Völkern liegen in diesen Schwächen. Jede Handlung ist die Projektion der menschlichen Fähigkeiten und Schwächen nach außen. Die böse Saat geht nur auf dem Boden der Gottlosigkeit, der Unehrlichkeit, des Ehrgeizes, der Unsittlichkeit, der Selbstsucht und des Hasses auf. Jeder möchte den anderen ändern und ihn anders sehen. Selbstgerechtigkeit verwischt jede Sicht in das eigene Innere und stumpft das Gewissen ab. Wir reden groß und leben klein, meinen es gut und handeln schlecht.

Wie kann man diesen komplizierten Menschen ändern? Ist es nicht eine Utopie, an eine mögliche Aenderung überhaupt nur zu denken? Der Kern dieses Problems liegt in der Aenderung des Willens. Der Wille ist die prägende Kraft jeder Persönlichkeit. Das Vorhandensein eines starken Willens sagt aber noch nichts über die moralische Haltung eines Menschen aus. Ein Berufsverbrecher, ein Homosexueller kann einen ebenso starken Willen haben wie ein Heiliger. Das Wesentliche ist, den Willen umzuprägen, um die treibenden Kräfte in die richtigen Bahnen zu bringen und sie für das Gute zu verwenden.

Diese Umprägung kann aber nur durch eine moralische Entscheidung erfolgen. Der Wille muß sich nach absoluten Maßstäben richten, um nicht dauernd von den Schwächen auf relative Grenzen verwiesen zu werden. Die absoluten Maßstäbe tragen wir in uns und sie äußern sich im Gewissen. Die Grundpfeiler der Moral sind die vier absoluten Maßstäbe: Absolute Ehrlichkeit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Reinheit und absolute Liebe. Sie müs-

Franz Gschnitzer - 60 Jahre jung für Südtirol

Wir leben in einem Zeitalter der Vermassung, der Gleichschaltung, der Uniformierung; der Mensch als ausgeprägte Persönlichkeit ist immer seltener geworden. Zu diesen Persönlichkeiten zählt zweifellos Staatssekretär Univ.-Prof. Dr. Franz Gschnitzer. Da wir uns ihm besonders nahe wissen, ist es uns ein freudiger Anlaß, an seinem 60. Geburtstag seiner besonders zu gedenken.

Der Jubilar ist am 19. Mai 1899 in Wien geboren; beide Eltern waren aber Tiroler. In Innsbruck besuchte er die Volksschule, das Gymnasium und promovierte auch dort im Jahre 1921 zum Doktor beider Rechte. Eine weitere Ausbildung genoß er an den Universitäten Wien und Tübingen. habilitierte sich schon 1925 in Innsbruck. Zwei Jahre später ist er bereits ao. Professor an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät. Eine ehrende Berufung nach Tübingen hat er abgelehnt, da er sich von Innsbruck nicht trennen wollte. 1928 wird er — noch nicht 30 Jahre alt — zum ordentlichen Professor in Innsbruck ernannt. Sein Ruf als Gelehrter drang bald über die Grenzen des Landes hinaus. So wurde er 1945 Präsident des Obersten Gerichtshofes des Fürstentums Liechtenstein. Seit 1945 gehört er auch ununterbrochen dem Nationalrat an. Unbestrittenes Verdienst erwarb er sich auch in den Jahren 1946/47 und 1947/48, wo er als Rektor der Universität Innsbruck den Studierenden viele Härten des Verbotsgesetzes ersparte und den durch politische Eingriffe schwer geschädigten Lehrkörper wiederherstellte.

Seine schönste Aufgabe sah er aber immer in der Heranbildung der akade-

mischen Jugend. Jedem Hörer waren seine Vorlesungen ein Erlebnis. Sein Verständnis für die Probleme der jungen Generation, seine Weltoffenheit hat ihm die Herzen der Studenten gewonnen. Sie kennen Prof. Gschnitzer als offene Persönlichkeit, als eleganten und modernen Menschen, als Humanisten und Europäer.

Das Bild seiner Persönlichkeit wäre aber unvollständig, wenn nicht auch seine schriftstellerische Tätigkeit Er-



wähnung fände. Wertvoll war besonders seine Mitarbeit am großen Kommentar zum Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch, herausgegeben von Klang. Zu seinen literarischen Werken gehört

das Heimatbuch „Der Inn“; ein Schauspiel und mehrere Hörspiele aus seiner Feder sind aufgeführt worden. Gemeinsam mit dem verehrten Prof. Reut-Nikolussi ist Prof. Gschnitzer der unermüdlichste und berufenste Anwalt für die unveräußerlichen Rechte unserer schwergeprüften Heimat. Wieviel selbstlose Arbeit!

Die gewiß ehrende Berufung in die Regierung als Staatssekretär im Außenministerium für Südtirolfragen im Jahre 1956 bedeutete ihm durchaus nicht die Befriedigung eines persönlichen Ehrgeizes; er nahm sie nur an, weil er so hoffen durfte, sich noch wirksamer für unsere Heimat einsetzen zu können. Daß seine ganze Sorge, seine ungebrochene Arbeitskraft immer unserer Heimat gilt, hat er in seiner Abschiedsrede an der Universität Innsbruck am 24. Juni 1956 ausgesprochen: „Nicht leichten Herzens übernehme ich mein Amt. Ich will arbeiten und wieder arbeiten, nach meinen besten Kräften. Werden Sie nicht gleich ungeduldig, schenken Sie mir Vertrauen! Sagen Sie sich: Was sich ein Mann als Lebensaufgabe gesetzt hat, nein, was ihm als Lebensaufgabe erwachsen ist, kann er nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben.“

Ich will mir treu bleiben. Ihr, meine Studenten, Kommilitonen, Mitkämpfer, bleibt auch Ihr mir treu, bleibt treu der gerechten Sache, treu Südtirol!“

Wir, die akademische Jugend Südtirols, möchten uns am 60. Geburtstag von Prof. Gschnitzer ganz bescheiden unter die vielen Gratulanten mengen und aus tiefstem Herzen wünschen, daß der Jubilar noch viele Jahre jung bleiben möge für Südtirol.

Caux und die „Moralische Aufrüstung“

sen die Leitlinien unseres Handelns sein und sind der Schlüssel zum neuen Menschentyp. Es genügt aber nicht, diese Prinzipien bloß anzuerkennen, sondern sie müssen gelebt werden. Ein Mensch wird nicht durch eigene Anstrengungen erneuert — indem er sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht — sondern indem er in einer Zeit der Stille sein Herz und seinen Geist öffnet, damit eine neue Kraft einströmen kann. In der Stille hören wir die Stimme des erwachten Gewissens. Wenn wir ihr eine Chance geben, sich hören zu lassen, steht unser Wille sofort an dem Kreuzweg, ob wir das, was wir falsch gemacht haben, wiedergutmachen wollen oder nicht. Für die meisten ist es aber besser, die Gedanken, die einem in der stillen Zeit kommen, aufzuschreiben, denn die Selbstgerechtigkeit könnte unsere Einsicht einer Wiedergutmachung verwehren. Um das Herz ganz frei zu machen von Hintergedanken, muß man die aufgeschriebenen Gedanken einem Freund mitteilen. Nach Dr. Frank Buchmann hat Gott mit jedem Menschen einen ganz bestimmten Plan. Es ist nun die Pflicht eines jeden einzelnen, diesen Plan zu ergründen und danach zu leben. Der Wille Gottes kann in der stillen Zeit erforscht werden, ja er spricht in dieser Zeit mit uns.

Ist diese Ideologie der Moralischen Aufrüstung eine Ersatzreligion? Ist sie eine Sekte? Welchen praktischen Wert kann sie für uns haben? Welche Erfolge konnte sie bereits erzielen?

Diese Ideologie will keineswegs eine Religion ersetzen; sie ist aber auch nicht neu, denn wir finden die vier moralischen Forderungen in allen Religionen, wenn auch nicht als absolute Prinzipien hingestellt. Die großartige Idee Dr. Frank Buchmanns ist es, daß er diese vier moralischen Maßstäbe als gemeinsamen Nenner aller Religionen erkannt hat, der alle Völker zu einem gemeinsamen Streben befähigt: zur Änderung eines jeden Einzelnen durch die Anwendung dieser absoluten Maßstäbe. Dies ist auch die einzige Antwort, die man der westlichen Dekadenz und dem Kommunismus geben kann. Der Vormarsch des Kommunismus wird nicht aufzuhalten sein, solange der Westen keine neue Ideologie, keine bessere Ideologie lebt; bis heute beschränkt sich der Kampf der sogenannten freien Völker gegen den Kommunismus darauf, daß man ihm wohl bessere politische und ethische Prinzipien entgegen hält, sie aber nicht lebt.

Jeder, der nach seiner Religion wirklich lebt, erfüllt bereits die Forderungen der Moralischen Aufrüstung.

In Caux bei Montreux am Genfer See werden alljährlich 3 bis 4 Konferenzen der Moralischen Aufrüstung abgehalten. Es wird dort vor allem durch praktische Ergebnisse gezeigt, daß die Ideologie der Moralischen Aufrüstung auch gelebt werden kann und daß sie bereits großen Einfluß bei der Bereinigung verschiedener Probleme hatte. In Caux findet man wirklich einen Menschentyp, von dem der Präsident des norwegischen Parlamentes, Dr. C. J. Hambro schrieb: „Diese Männer und Frauen haben eine Lebensqualität, die uns fehlt. Es ist ihnen gelungen, ihr eigenes „Ich“ zu vergessen. Sie sind stets darauf aus, zu helfen und zu dienen. Sie können ganz offen und natürlich über Dinge sprechen, die wir in den geheimen Winkeln unseres Herzens verbergen. Sie können fröhlich ihre Fehler zugeben und dafür um Verzeihung bitten. Sie können offen wiedergutmachen, wenn sie jemand Unrecht getan haben. Es sind Menschen, die in einem neuen Geist der Gemeinschaft und völlig frei von Furcht leben, weil sie nichts zu verbergen haben, und es ist ganz offensichtlich, daß sie glücklich sind; auf ihrem Geist lasten keine geheimen Bürden.“

Vor allem werden zu diesen Konferenzen führende Persönlichkeiten des religiösen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Lebens eingeladen. Man geht von der Ueberzeugung aus, daß diese neue Ideologie vor allem von

Am Schicksal Südtirols

nimmt Anteil die Deutsche Burschenschaft, Hochschulpolitischer Ausschuß, in einem Brief an die Südtiroler Hochschülerschaft, den wir im folgenden veröffentlichen.
Die Red.

Marburg, den 26. März 1959

Deutsche Burschenschaft
Hochschulpolitischer Ausschuß
An die
Südtiroler Hochschülerschaft
Bozen / Südtirol

Streitergasse 20

Sehr geehrte Herren!

Durch die Erörterung der Probleme der Südtiroler Volksgruppe ist in der letzten Zeit auch den Deutschen in der Bundesrepublik deren schwierige Situation nahe gebracht worden. Trotz seiner staatlichen Trennung wird das Deutsche Volk durch die Anteilnahme an dem Schicksal der Südtiroler innerlich geeint.

Aus den verschiedensten Berichten erfahren wir täglich, daß gerade während der letzten Monate in Italien Meinungen an Einfluß gewonnen haben und Gruppen erstarkt sind, die die Kraft der Deutschen in Südtirol endgültig zu brechen versuchen.

Dies ist um so verwerflicher, da gerade dieses Jahr im Zeichen des Gedenkens an den Mann steht, der für diesen Volksteil zum Symbol des Freiheitswillens geworden ist, Andreas Hofer.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie im Namen der Deutschen Burschenschaft unserer inneren Anteilnahme versichere. Es ist unser Wunsch, daß Sie im Kampfe um die Erhaltung Ihres Volkstums den Platz im deutschen Kulturraum und den Platz in Ihrer herrlichen Bergwelt behaupten.

Die letzten Ereignisse sollten ein Aufruf an alle Deutschen sein, besonders an die Deutschen in der Bundesrepublik, sich mit Ihrem Schicksal verbunden zu fühlen.

Mit freundlichen Grüßen

gez. Kurt-Dietrich Rathke

(Vorsitzender des Hochschulpolitischen Ausschusses
der Deutschen Burschenschaft)

Caux und die „Moralische Aufrüstung“

der Führungsschicht gelebt werden und sich dann auf die breite Masse auswirken muß. Diplomaten, Politiker, Gewerkschaftsführer, Journalisten und Jugendführer von über 40 Nationen forderten bei der diesjährigen Osterkonferenz der Moralischen Aufrüstung, daß alle bestehenden Probleme im Geiste dieser Ideologie gelöst werden müssen. Die Probleme können nur von Staatsmännern beseitigt werden, die selbst nach dem Absoluten leben. Es sprachen u. a. Madame Irene Laure (ehem. Abgeordnete, ehem. Generalsekretärin der sozialistischen Frauen Frankreichs) über die Verständigung Deutschlands und Frankreichs, die vor allem durch Männer, die sich von den Grundsätzen der Moralischen Aufrüstung leiten lassen, hergestellt wurde. Herr Soridis, die rechte Hand Makarios, berichtete über die Zypernlösung. Ueber das Berlinproblem sprach der erste stellvertretende Bürgermeister von Berlin, Herr Franz Amrehm, und forderte ebenfalls eine Lösung im Geiste einer neuen moralischen Haltung. Auch das Südtirolproblem konnte durch die Anwesenheit des Senators Dr. Sand erörtert werden.

Die Gespräche, die man mit Vertretern verschiedenster Nationen führen

EIN MINDERHEITENPROBLEM

Fortsetzung von Seite 3

nationale Ausgleich, nicht nur nicht erzielt, sondern sowohl bei den Gatten wie bei ihren Familien und Kindern im Gegenteil nationale Spannung erst recht erzeugt.

Wir mußten ja sogar die Erfahrung machen, daß viele Kriegsehen zwischen Angehörigen verschiedener deutscher Stämme, übereilt geschlossen, sich als nicht haltbar erwiesen.

Daß es sich hier um allgemeine, nicht nationalistischem Denken entspringende Probleme handelt, zeigt die Haltung der Kirche gegenüber der religiösen Mischehe. Die drohenden Konflikte sind hier ähnlich, und daß die Kirche dagegen ein — freilich dispensables — Ehehindernis aufgerichtet hat, entspringt keiner Unduldsamkeit oder Geringschätzung gegenüber der anderen Auf-

kann, bedeuten für jeden eine allgemeine Bereicherung seines geistigen Horizonts. Daher findet auch derjenige, der glaubt, über den Prinzipien der Moralischen Aufrüstung zu stehen, in Caux einen Ausstrahlungsort menschlicher Kontakte, die viele herrschende Mißverständnisse und Vorurteile beseitigen können. k. p.

fassung, sondern berechtigten Bedenken und der Sorge um das Wohl der Ehegatten und ihrer Kinder.

Muß vor den nationalen Mischehen mit allem Nachdruck gewarnt werden, so sei nochmals ebenso nachdrücklich hinzugefügt, daß es Ausnahmen gibt. Und wenn wir verpflichtet sind, nachdrücklichst vor den Gefahren zu warnen, die in der Eingehung solcher Verbindungen liegen, so sei ebenso mit allem Nachdruck hinzugefügt, daß dort, wo eine solche Verbindung geschlossen wurde, es uns nicht ansteht, den Richter zu spielen, daß wir ja nicht dazu beitragen dürfen, die Gegensätze zu verschärfen. Das ist keine Inkonsequenz: solange wir das, was wir als mögliches Uebel ansehen, verhüten können, trachten wir es zu verhüten; im gleichen Sinn sind wir jedoch bestrebt, das Unabänderliche nicht zum Uebel werden zu lassen. Es ginge auch gegen unsere Grundsätze, die Freiheit der Person — und es handelt sich hier um den allerpersönlichsten Bereich — nicht zu achten.

Bei aller Betonung der menschlichen Seite der Angelegenheit hieße es freilich, einen maßgebenden Gesichtspunkt übersehen, wenn nicht auch auf ihre Bedeutung für die Allgemeinheit hingewiesen würde. Stellen wir uns vor — zum Glück ist es eine absurde Vorstellung —, ein großer Teil der Südtiroler würde italienische Ehepartner wählen! Die Volksgruppe wäre dem Untergang geweiht. Während zahlenmäßig einigermaßen gleich starke Volkskörper in einer Mischung fortleben würden, jeder gleich viel gäbe und nähme (ob eine solche Mischung zu harmonisch Neuem führt, glaube ich nach dem Gesagten nicht), bedeutet Mischung zwischen überwältigender Mehrheit und verschwindender Minderheit die spurlose Aufsaugung der Minderheit. Wenn also die Italiener die Mischehen propagieren, ist ihr Zweck durchsichtig: was für sie ungefährlich ist, bedeutet für die Südtiroler eine tödliche Bedrohung. In der Tat sind im Tessin die Italiener — bei viel geringerer Gefährdung — sehr um die Reinerhaltung der italianità bemüht. Was aber für die Tessiner recht ist, muß für die Südtiroler billig sein.

Das Heilmittel gegen Völkerfremdheit ist nicht ein Mischmasch, sondern der gegenseitige Respekt, die Achtung vor der Art des anderen, daß man ihm seine Art läßt und sich bemüht, sie zu verstehen. Es ist mit dem Volkstum wie mit der Sprache, die sein Ausdruck ist; mit einem Sprachmischmasch aus widerstrebenden Elementen ist nichts gewonnen und niemandem gedient. Vielmehr muß jeder die eigene Sprache rein erhalten und pflegen, aber sich bemühen, auch die des anderen zu verstehen.

MITARBEITER

des „Fahrenden Skolasten“ werden gebeten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, womöglich maschingeschrieben, bis zum

30. Juni

an den Pressereferenten Konrad Neulichedl, Wien IX, Berggasse Nr. 18/14, zu senden.